

## **Eduard von Leinenweiß**

Ich traf Lady Susanne vom schiefen Krönchen an einem Mittwoch. Es war der vierte des Monats, vermutlich Juli, aber das ist in Frankreich ohnehin eine Frage der Perspektive.

### **„Notizen des dienstältesten Butlers, Herrn Eduard von Leinenweiß“**

#### **7. Windmondtag, kurz vor Teezeit**

*Es ist still im Salon. Die Dielen knarzen wie immer – nicht aus Müdigkeit, sondern aus Prinzip. Lady Susanne – wie stets mit schiefem Krönchen und dem Blick einer Frau, die zehn Behörden gleichzeitig entkoppeln könnte – sitzt am Klavichord. Ihre Finger, leicht gichtig, dafür umso entschlossener, lassen ein paar irrlichternde Schumann-Takte durch den Raum schleichen.*

*Die Mäuse tanzen. Wirklich. Zwei unter dem Buffet, eine auf dem Fensterbrett. Lady Susanne lächelt versonnen. Sie kennt sie beim Namen. Die eine heißt Veronika von Fallstrick, die andere Muffi. Die dritte verweigert die Namensvergabe – ein anarchistisches Nagetier mit klarer Haltung. Wer Ordnung will, soll sich selbst sortieren.*

*Die Musik stoppt.*

*„Knoten im Fingernagel“, murmelt Lady Susanne.*

*Ich eile mit einer silbernen Häkelnadel und einem Tropfen Cognac. Man kann bei seltenen Erscheinungen nicht übervorsichtig sein.*

*„Eduard“, sagt sie, „heute ist ein guter Tag, um die Verwaltung zu ignorieren.“*

*Ich notiere ins Schlossbuch:*

#### **„Verwalten kann man Kartoffeln. Nicht Menschen.“**

Das Schloss, in dem ich mich pünktlich um elf Uhr meldete, lag etwas verschämt hinter einer Wildrosenhecke, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie noch Sichtschutz sein oder schon Eingangsportal werden wollte. Ich trug meinen üblichen dunkelgrauen Sommeranzug, gebürstete Schuhe und eine gewisse Skepsis gegenüber allem, was sich „Projekt der neuen Ordnung“ nannte.

Das Portal des Schlosses stand sperrangelweit offen und ich betrat das Haus. Der Flur war kühl, das Licht gedämpft, das Parkett ungeschliffen, gewachst und gebohnt und bar jeder Ambition zur Repräsentation. Hier ging es nicht um Eindruck, sondern um Abdruck.

Sie kam aus einem Nebenraum, leise wie eine Bewegung, die sich nicht ankündigt. Lady Susanne trug ein schlichtes Kleid aus grobem Leinen, das wirkte, als hätte es keine Etiketten. Ihr Haar war weiß, ihr Blick hell. Sie war barfuß – das erste Zeichen von Ernst. Ihre Füße berührten das Holz wie eine Entscheidung. Keine Rüstung, kein Absatz, kein Abstand.

„Eduard“, sagte sie, und reichte mir die Hand wie ein Vertrag. „Sie kommen wie gerufen. Ich jongliere gerade mit einer Glühbirne, einem Kinder-Baumhauscamp und der Frage, ob man Apfelsaft auch als Bildungsbeitrag deklarieren kann.“

Ich nahm die Hand und verbeugte mich leicht. Ich hatte keine Ahnung, was sie meinte, aber ich wusste sofort: Ich würde bleiben.

Ich folgte ihr schweigend durch das Entrée. Die Tür fiel lautlos ins Schloss, und in diesem Moment veränderte sich etwas – nicht im Raum, sondern in mir. Ich trat ein in eine Luft, die warm auf der Haut lag, durchzogen von einer stillen Weite. Im Innern war es kühl, hier roch es nach Zitrone, Staub und Bleistiftminen. Ein Windspiel aus Löffeln klingelte bei jedem Schritt. In einer ehemaligen Kapelle, so erklärte sie mir beiläufig, sei das provisorische Archiv untergebracht: handschriftliche Skizzen zu alternativen Versorgungssystemen, Trustdeeds bei feinem Zitronentee, ein Lageplan für Baumhäuser nach dem Prinzip der spiralförmigen Erkenntnis. Kein Geruch von Möbelpolitur, keine geschlossene Ordnung, kein Geräusch, das auf Kontrolle deutete. Stattdessen eine Präsenz, die Raum ließ. Das Haus sprach nicht in Sätzen, sondern in Zwischenräumen.

Der Boden unter meinen Füßen bestand aus altem Holz, glatt von jahrzehntelangem Gehen. Die Maserung trat klar hervor, das Licht zeichnete feine Schattenlinien auf jede Unebenheit. An den

Wänden lehnten schlichte Regale, gefüllt mit Kisten, gerollten Papieren, offenen Mappen. Jedes Ding erfüllte seinen Zweck. Alles wirkte gebraucht, eingebunden in einen Fluss, der aus Arbeit entstanden war.

Ein flacher Tisch stand frei im Raum, übersät mit Zeichnungen, Skizzen, handschriftlichen Notizen. Daneben ein Stuhl mit einem geflochtenen Sitz, leicht abgeschabt am Rand. Ein Notizbuch lag aufgeschlagen, der Bleistift quer über der Seite, als hätte jemand gerade einen Gedanken hingelegt, um ihm Raum zu geben.

Aus einem Seitengang klangen Kinderstimmen, wie ein Windzug durch ein hohes Fenster. Irgendwo fiel das Licht durch eine runde Öffnung im Dach und traf auf eine Tonvase mit wildem Salbei. Ich blieb stehen. Atmete ein. Und spürte, wie sich etwas in mir lockerte – kein Satz, kein Protokoll, keine vorbereitete Haltung. Nur Aufmerksamkeit.

Lady Susanne ging weiter, langsam, mit dem Schritt eines Menschen, der nichts erklären muss. Sie zeigte nichts und öffnete alles. Ich wusste nicht, was ich zuerst erfassen sollte. Jeder Gegenstand, jeder Blickwinkel, jede Linie im Holz gehörte zu einem Zusammenhang, der sich entfaltete, sobald man sich ihm überließ.

Dieser Ort wuchs aus Haltung. Und diese Haltung führte alles zusammen, was lebendig war.

Ich war angekommen.

Am Ende des Rundgangs standen wir in der Küche. Ein großer Raum mit Terrakottaboden, schweren Holztischen, offenen Regalen und einem gusseisernen Herd, auf dem ein alter Teekessel leise sumnte. Die Fenster standen offen, draußen sangen Vögel. Lady Susanne schenkte zwei Tassen ein und setzte sich. „Das Projekt Kochen“, sagte sie, „ist aus Überforderung entstanden. Zu viele Aufgaben, zu wenig Rhythmus, zu viele leere Kühlschränke. Meine Freundin hatte ihren Unmut geäußert, ihre Zeit damit verbringen zu müssen, am Herd zu stehen, obwohl sie lieber im Garten gewesen wäre. Ich wollte, dass niemand mehr abends ratlos vor einem Stück Sellerie steht und sich ungenügend fühlt.“

Sie nahm einen Schluck Tee und fuhr fort: „Also haben wir es umgedreht. Ein Mensch darf hier kochen, weil er das mit Freude tut, und wir geben ihm alles, damit er zaubern kann, was wir dann gemeinsam essen.“

Ich sah mich um. Auf dem Fensterbrett lagen getrocknete Bohnen, neben dem Herd hingen Bündel von Kräutern, die Luft trug eine Ahnung von Fenchel, Zitrone und Brot. Alles wirkte vorbereitet, ausgerichtet, im Fluss. Die Mitte des Raums war von einem alten Gesindetisch aus Ahornholz und Bänken bestimmt. Der Herd wirkte wie aus einer Zeit, in der man mit Sorgfalt für dreißig Personen kochte. Die Küche sah aus wie das Atelier eines Künstlers.

Ich spürte, wie sich etwas in mir neu ordnete. Es war eine Einladung. Ich konnte Teil von Freiheit sein, die hier längst begonnen hatte. Und vielleicht war auch ich ein Projekt – so wie das Kochen, das Licht, das Denken.

Später saß ich am Schreibtisch und betrachtete das Kuvert, das Lady Susanne dagelassen hatte. Mein Name stand darauf in fester, runder Handschrift. Darin lag ein Schlüssel und ein Zettel, handgeschrieben, nur ein Satz: „Die Wohnung gehört dir, solange du beim Staubsaugen nicht singst.“ Kein Pathos, kein Rätsel. Einfach ein freundlicher Hinweis. Ich legte ihn zur Seite und sah aus dem Fenster. Die Apfelbäume standen im vollen Licht, ein Vogel hüpfte durchs Gras, irgendwo sumnte eine Biene. Der Garten wirkte einladend, nicht inszeniert. Ich fühlte mich nicht fremd. Ich erinnerte mich an Berlin.

Die Straßen dort rochen nach Glasfaserkabeln und alten Diskussionen. Alles war im Umbau, und jeder Umbau wurde verwaltet. Ich arbeitete in einer Kanzlei, die Ordnung versprach, aber Statik lieferte. Im Konferenzraum stand ein Bildschirm, der alles konnte, außer zuhören. Es ging nicht darum, was richtig war, sondern was als zulässig galt. Ich trug Anzüge mit gestärktem Kragen und verbrachte meine Mittagspausen damit, den Kaffee von gestern zu meiden. Die Stadt war laut, effizient, voll von Vorschriften. Was fehlte, war das offene Fenster, durch das Leben hereinkommen durfte. Ich war präzise, pünktlich, gebraucht. Und innerlich schon auf dem Weg nach Süden.

Der erste Brief kam im Februar. Unterschrieben mit einem Namen, den ich nicht kannte. Kein Angebot, keine Bitte. Nur eine Frage: „Wenn du Verantwortung wirklich ernst nimmst – was hält dich noch?“ Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass die Frage mir vertrauter war als alle Protokolle des Monats. Ich nahm den Brief mit nach Hause, stellte ihn neben die Obstschale und las ihn am nächsten Morgen noch einmal. Die Frage ließ mich nicht los.

Jetzt, in dieser Wohnung, mit Blick auf Apfelbäume, verstand ich: Die Antwort hatte längst begonnen, bevor ich sie zu Ende gedacht hatte.

Rückblickend fragte ich mich manchmal, wie sie ausgerechnet mich gefunden hatte. Ich war kein Bewerber, kein Aktivist, kein Aussteiger mit Manifest. Ich war einfach ein Mann mit guten Manieren, klarem Blick und einem Tick für saubere Linien.

Später sagte sie nur: „Das Universum gibt mir, was ich will. Ich muss nur hinsehen und die Fäden erkennen und ich wollte einen Butler mit klarem Blick.“ Als ich sie später darauf ansprach, zuckte sie mit den Schultern. „Du hast irgendwann in einem Forum unter einem Artikel über Verantwortung kommentiert: ‚Vielleicht geht es nicht darum, wogegen wir sind, sondern wofür wir bereitstehen.‘ Das war's. Ich habe deinen Namen gegoogelt, und der Rest ergab sich.“ Dann wandte sie sich ab und ging in den Garten, um Hühner und Kinder zu scheuchen.

Ich vermutete, dass mehr dahintersteckte – aber ich fragte nicht. Und sie erklärte nichts. Was zählte, war, dass ich gemeint war.

Der nächste Morgen begann mit frischem Brot, handgeschlagener Butter aus dem Faß und einer geselligen Runde um den Gesindetisch in der Küche. Ich wurde mit einem Lied begrüßt und sah in lachende Gesichter. Der Duft von Kaffee erfüllte den Raum. Ich setzte mich zu diesen Menschen und ließ mich in ihre Gespräche und Gedanken ziehen.

Neben mir saß ein älterer Herr mit wettergegerbtem Gesicht, das aussah, als hätte es die letzten drei Jahrzehnte unter freiem Himmel verbracht. Er trug ein Leinenhemd, das wohl schon Geschichten kannte, und hielt sein Messer wie einen Federhalter.

„Neu hier?“, fragte er, ohne aufzusehen. Ich nickte.

„Dann iss erst mal. Reden kann man später.“ Er schnitt ein Stück vom dunklen Brot ab, strich Butter darauf, dick, selbstverständlich, und reichte es mir, bevor er sich selbst bediente.

„Ich bin Jean. Ich mach die Dächer – und die wilden Kinder, wenn's sein muss.“ Dabei zwinkerte er und schnippte eine Krume vom Tisch.

Eine junge Frau mit dicken Zöpfen stellte eine Schüssel mit dampfender Polenta auf den Tisch. „Er übertreibt. Die Kinder machen ihn, wenn's sein muss.“ Gelächter rundherum. Ich lächelte mit, spürte, wie sich meine Schultern senkten. Dieses Frühstück machte mir klar, dass ich hier willkommen war.

Ein Dobermann tappte durch die Tür, umrundete den Tisch, ließ sich genau unter meinem Stuhl nieder und legte den Kopf auf meine Füße. Jean sah kurz hin. „Wenn der sich zu dir legt, bleibst du. Der lügt nie.“

Ich strich dem Hund über den Kopf und knetete seine weichen Ohren, der Hund erwiderte ein wohliges Grummeln. „Das ist Luc. Er war früher bei der Feuerwehr. Hat mehr Menschen aus Kellern geholt als alle hier zusammen.“ Jean nahm einen weiteren Bissen, als hätte er damit das Wichtigste gesagt.

Luc drehte sich auf die Seite und schnaufte hörbar, als wolle er mir signalisieren, dass alles in Ordnung war. Ein Huhn flog auf den Fenstersims durch das offene Fenster, niemand störte sich daran. Es schien hier genauso willkommen wie alle anderen Geschöpfe. Mit einem Flügelschlag landete es auf dem Fußboden und der Staub wirbelte im Sonnenstrahl. Luc hatte wohl nichts gegen die tierische Gesellschaft, er hob nicht einmal den Kopf. Die junge Frau mit den dicken Zöpfen stellte mir das Huhn vor: Das ist Fräulein Müller - Susanne liebt Hühner, Hunde, Katzen, Pferde und Ziegen - und die Tiere vertragen sich komischerweise alle.

Nach dem Frühstück lud Jean mich ein, mit ihm in den Saal zu kommen, es würde getanzt werden. Direkt nach dem Frühstück? Was war mit der Arbeit? fragte ich mich. Ich folgte ihm durch die

Eingangshalle in den Saal, ein großer Raum, mit Stuck ausgestattet und eines Museums würdig. Jean erzählte, dass Susanne eigentlich vorhatte, den Stuck einem Museum zu spenden um ihn loszuwerden auf eine elegante Weise, aber die Schloßgemeinschaft überstimmte sie.

Also versammelten sich hier jeden Morgen die Menschen in barocker Atmosphäre unter der hohen Decke mit Putten auf kitschigen Wolken. Wir bildeten einen Kreis und reichten uns die Hände. Eine Frau mir gegenüber erklärte mir die Schritte und wohl auch allen neu zur Gemeinschaft Hinzugekommenen. Kinder jeden Alters tanzten mit und eine kleine Hand schob sich in meine große. Es ging rechts herum und links herum, dann zu Zweien im Kreis und in Schlangenlinien umeinander. Die Musik kam von einem einfachen Abspielgerät, das schon einige Jahre hinter sich hatte. Anschließend - alle ein wenig ausser Atem, gab es Fingerübungen - linker Daumen auf rechtem Zeigefinger und dann wechseln. Vor allem die Kinder beherrschten das virtuos, aber mir verknotete sich erstmal das Gehirn, jedenfalls hatte ich dieses Gefühl. Erstaunlicherweise fühlte ich mich plötzlich viel wacher.